Der religiöse Geist

in Volk und Heer

während

des französischen Krieges.

Ein Vortrag

von

Adolf Stöcker,
Hof- und Domprediger zu Berlin.

Berlin.
Verlag von Wiegandt und Grieben.
1876.

Dem deutschen Heer

zu

Dank und Mahnung

von

einem ehemaligen Militairpfarrer.

Von jeher war der Genius des germanischen Stammes mit der Religion innig vertraut. In seinem tiefen Gemüthsleben wurzelt die Freude an der Betrachtung der überirdischen und unsichtbaren Dinge, und in dem starken persönlichen Gewissen die Fähigkeit zu hoher sittlicher Kraft. Diesem glücklichen Boden entsproß in grauer Vorzeit, mit wunderbarer Schönheit geziert, die wilde Rose nordischer Mythologie, erblühte später, als der in stiller Waldeinsamkeit hochgewachsene Stock mit dem Reis aus Davids Stamm veredelt wurde, in tausend Blüthen die Rose Jesse. Wenn die alten Germanen im Geheimniß heiliger Haine ihre Götter ohne Bild verehrten, weil kein Gleichniß ihrer Vorstellung von der Gottheit genügte; wenn in ihren Götterkämpfen Balder der Gute vom bösen Feind getödtet ward, aber seinen Tag der Auferstehung feierte; wenn in der tiefsinnigen Mähr von Ragnarokr, der Götterdämmerung, die ganze Glaubenswelt zusammenbrechen mußte, um einer neuen Zeit Raum zu schaffen, in welcher die Gerechtigkeit geoffenbart wird: so tragen alle diese Anschauungen Spuren einer inneren unbewußten Vorbereitung der Germanen für das Christenthum. Hat ein großer Kirchenvater allen Heiden eine von Natur auf das

Christenthum angelegte Seele zugeschrieben, so muß dies in einem besonderen Sinne von unsern Vätern gelten.

In der That so findet sie die Geschichte der Kirche. Nahm Rom das Evangelium an, wie ein müder Greis, der für seine Kämpfe, Sünden und Irrthümer Frieden sucht: der deutsche Stamm ergriff es nach kurzem, trotzigen Sträuben wie ein begeisterter Jüngling und legte seine ganze Seele, seine höchsten Ideale hinein. Seine Innerlichkeit fand in dem geoffenbarten Gottessohne das unmittelbare Verhältniß zu dem lebendigen Allvater; seine Mannentreue folgte mit Begeisterung dem göttlichen Helden, der kämpfend, leidend, sterbend die Feinde der Menschheit zwang; seine Wahrhaftigkeit wurde von der tiefsinnigen Wahrheit des Evangeliums ergriffen, und der ungestüme Freiheitsdrang lernte gern vor dem Bilde des Gekreuzigten, daß nur der, welchen Christus frei macht, recht frei ist. Der Heliand, dies in der Literatur aller Völker einzige Epos, ist der Beweis, wie innig das deutsche Volksthum sich mit dem Christenthum durchdrang. Hineingeworfen als eine treibende Gotteskraft in die Werdelust der großen germanischen Völkerfamilie, hat hier das Evangelium in Wort und Lied, in Kunst und Wissenschaft eine Geistesarbeit geweckt, die in den Büchern der Geschichte unvergleichlich ist. Auch die Politik gestaltete sich nach christlichen Ideen; das römische Kaiserthum deutscher Nation hat nur seinen Namen von Cäsar geliehen, im innersten Wesen wollte es ein Gottesreich sein, gleichsam die äußere Seite des Königreichs Christi, das in dem römischen Bischof seinen Hohenpriester, in dem

römischen Kaiser seinen irdischen Verwalter hatte. Viel Kampf ist durch diese umfassende Idèe über unser Volk gekommen; aber weder vor den Kriegen der Erde, noch vor den Kämpfen des Geistes hat sich Deutschland je gefürchtet. Auch jene nahm es sehr ernsthaft, und Jahrhunderte hindurch ging das deutsche Heer mit einem: „Kyrie Eleison" in die Schlacht. Diese religiös gefärbte Heldenhaftigkeit, diese kirchlich bewegte Ritterlichkeit hat dem ganzen Mittelalter seinen eigenthümlichen Charakter aufgeprägt. Man thut dieser Zeit Unrecht, wenn man sie, mit dem Maßstabe der Aufklärung gemessen, eine dunkle Epoche nennt. Es hat ihr in Wahrheit nie an göttlichen Lichtstrahlen gefehlt, obwohl Manches in Finsterniß lag. Die Tage der romanischen und gothischen Dome, der Kreuzzüge und Römerfahrten sind für das Reich Gottes keine geringen Tage gewesen; große christliche Dichter wechseln da mit großen Predigern ab; Berthold und Tauler, Suso und Ruysbroeck sind doch echte Ahnenbilder deutscher religiöser Vergangenheit; aus den mittelalterlichen Quellen des geistlichen Liedes, der gesunden Mystik, der „deutschen Theologie" ist der Strom der Reformation entsprungen. — Diese große religiöse Bewegung, die größte seit der Zeit der Apostel, ist geradezu die That des germanischen Stammes, und in Deutschland findet sie ihren mütterlichen Schooß. Nicht plötzlich, wie ein unerklärliches Wunder überfällt sie uns; in allen Jahrhunderten des Mittelalters stehen als Vorposten des künftigen Kampfes deutsche Reformatoren vor der Reformation, die ihr Losungswort mit mehr oder weniger evangelischer Klarheit ausrufen.

Und als der Tag kam, an welchem die Parole klar und voll: Wittenberg lautete, da erhob sich, von dem Muth der Wahrheit angefeuert, von dem Worte Gottes begeistert, von der Herrlichkeit des zum zweiten Mal auferstandenen Christus überwunden, das ganze Volk und warf das Joch der Knechtschaft von sich. Von da ab datirt die neue Zeit, für Deutschland nicht immer eine glückliche Zeit, oft zerrissen von Confessionskämpfen und Religionskriegen, aber doch eine reiche Zeit, die dem wiedergewonnenen Evangelium in Gemüth und Geist, in Haus und Kirche, in Volksleben und Literatur eine heimathliche Stätte bereitete. Freilich während der Zeit der Orthodoxie versteinerte das neue Leben zu starren Glaubensartikeln und unduldsamen Staatskirchen; aber hinein in den Kampf um Dogmen predigte noch immer Johann Arnd das „wahre Christenthum", sang Paul Gerhardt seine gottinnigen Glaubenslieder. Der deutsche Geist fand an der bloßen Dogmatik kein Genüge für sein religiöses Bedürfniß; der warme Odem des Pietismus schmolz das Eis des unfruchtbar gewordenen Kirchenthums und rief die ersten Blüthen der inneren und äußeren Mission hervor. Dem kurzen Tage folgte der Nachtfrost der Freigeisterei; das religiöse Leben erfror; auch unsere große Literatur litt unter dem Mangel eines lebendigen Christenthums. Einen Augenblick schien es wirklich, als könne die Welt ohne das Evangelium leben. Napoleon war der dämonische Sohn dieses Augenblicks; er zertrat jedes nationale, auch das deutsche Leben mit seinem eisernen Fuße.

Unter dem Druck wuchs die Palme Gottes, aus der

Nacht des Elends der kühne, fromme, protestantische Geist der Freiheitskriege. Ganz Deutschland ein Schlachtfeld; aber befruchtet von den Thränen unermeßlichen Jammers und von den Blutströmen, die aus dem Herzen kamen, aufgerissen von den Schwertern und Speeren eines heiligen Kampfes, wurde dies Schlachtfeld zu einem Ackerfelde des Reiches Gottes. Schleiermacher, Fichte und Arndt warfen das Wort, Arndt, Schenkendorf und Rückert das Lied in die offenen Furchen und auf die Jahre der Trübsal und des Kampfes folgte ein Frühling des Geisteslebens, der Frömmigkeit wie der Theologie. Dieser Frühling hat seine Verheißungen nicht erfüllt. Wohl erntet die Kirche noch heute, was damals ausgesäet ist; aber viele Blüthen sind geknickt, viele Gebiete unseres Volkslebens sind kahle Stoppelfelder geblieben. Besonders schmerzlich und verhängnißvoll war es, daß die Wiedergeburt des akademischen Lebens, deren Anfänge in den burschenschaftlichen Bestrebungen, wenn auch noch unklar und unrein, unläugbar vorhanden waren, mit gewaltsamer Hand unterdrückt wurde. Schauen wir aus unsern Tagen, in welchen die Kreise der Gebildeten von dem Centrum des Christenthums so weit abgezogen sind, in jene glühende ideale Begeisterung der deutschen studirenden Jugend zurück, so beschleicht uns noch immer eine tiefe Wemuth. Ein Jünglingsbund, der „die christlich deutsche Ausbildung einer jeden geistigen und leiblichen Kraft im Dienste des Vaterlands“ zu seinem Panier machte, der das Wartburgfest mit dem Lutherlied begann und mit dem Choral endete: Nun danket alle Gott; — ein solcher Bund

konnte für das gebildete Deutschland eine Prophetenschule christlich nationalen Geistes werden. Die Zersprengung desselben wirkte wie der Tod auf die Erneuerung unseres Universitätslebens. Wohl sangen sie beim Auseinandergehen:

Das Haus mag zerfallen;
Was hat's denn für Noth!
Der Geist lebt in uns Allen
Und unsre Burg ist Gott.

Der Geist ist doch nicht lebendig geblieben, und die Burgruine ist nicht wieder aufgebaut. Eine argwöhnische Politik, eine unfreie Kirche, eine idealistische Philosophie, die in Materialismus umschlug, eine eindringende Naturwissenschaft, die nur zu oft Gott und den Geist leugnete: dies Alles, verbunden mit einer unübersehbaren Entwicklung des Verkehrslebens, hat dann während einer funfzigjährigen Friedenszeit voll Erfindungen und Entdeckungen in unserm Volke eine Weltanschauung großgezogen, welche die besten Errungenschaften der deutschen Geschichte zu zerstören droht, den evangelischen Glauben und die protestantische Gewissenhaftigkeit. Es ist immer schwer, eine Zeit auf ihren religiösen Gehalt zu schätzen — zumal für die, welche mitten in dieser Zeit leben — aber darin sind die Urtheile von Freund und Feind einig, daß die Gegenwart eine glaubenslose Zeit ist, daß unser Geschlecht sich vom Idealen abwendet, daß in breiten Massen unseres nationalen Lebens die Gottentfremdung eben so groß ist wie der Weltsinn. Schon triumphiren die Gegner des christlichen Geistes und bestellen für die Kirche, die sie

todt sagen, das Begräbniß; theilnahmlos stehen die Indifferenten am Wege und werden höchstens durch das Wetterleuchten des Socialismus einmal aus ihrem Geistesschlafe aufgeweckt; die gläubigen Christen aber, kleine Häuflein gegenüber der Menge des Unglaubens, schauen zum Theil hoffnungslos in das Chaos der deutschen Entwicklung und wagen kaum zu hoffen, daß die Stimme: es werde Licht! das Dunkel wieder durchdringen könne. Eben dieser Hoffnungslosigkeit möchte ich wehren; ich möchte an dem religiösen Geiste, der während des Krieges lebendig in unserm Volk und Heer pulsirte, klar beweisen, daß trotz der materialistischen und widerchristlichen Anschauungen, welche das Volk beherrschen, noch immer unter uns ein großer Aufschwung des christlichen Lebens möglich ist. Ist es wahr, daß vor fünf Jahren vom Kaiser bis zum gemeinen Soldaten, von dieser unserer Residenz bis in das letzte Dorf die deutsche Nation im Ganzen und Großen wahrhaft religiös bewegt war, dann dürfen wir auch heute noch an der Hoffnung festhalten, daß der glaubenslose Materialismus eine Epidemie ist, die einem gesunden Christenthum weichen muß, wenn ihre Zeit erfüllt ist. Hat wirklich das Christenthum in den gewaltigen Tagen nationalen Kampfes mit seinen Schmerzen und Siegen das Volk zu Buße und Dank, das Heer zu Kampf und Tod gesammelt, hat es die Streitenden ermuthigt, die Leidenden getröstet, und überall den rechten Geist geweckt, die Bedürfnisse der Herzen befriedigt; hat nur das lebendige Christenthum dies Alles vermocht, dann ist es unzweifelhaft noch

immer der Lebensbrunnen des deutschen Gemüths. Dann ist die christliche Weltanschauung nicht etwa der überwundene Standpunkt einer früheren Epoche, sondern noch immer der überwindende Standpunkt jeder großen Zeit, und nur die kleinen Menschen wie die kleinen Ereignisse können ihrer entbehren. So führt der religiöse Geist während des Krieges die Apologie des Christenthums. — Andrerseits, wenn unter dem Wehen des patriotischen Geistes der Zweifel verstummte und das Feuer der Weltlüsternheit erlosch, wenn unser Volk den Krieg nicht beginnen und nicht führen wollte ohne den Aufblick zu dem lebendigen Gott, wenn unsere Krieger nicht in den Kampf ziehen mochten ohne die Gewißheit der Sündenvergebung in Wort und Sacrament, wenn die Sterbenden ihre letzten Grüße in die Heimath mit der Hoffnung der Auferstehung und des ewigen Lebens verbanden, wenn das Heer im Ganzen und Großen Bibel und Gesangbuch, Gebet und Fürbitte als seine besten Waffen im Kampfe ansah, dann ist unzweifelhaft das deutsche Gemüth noch nicht gottlos geworden, dann fühlt es noch immer den Hunger und Durst nach Gott, der in seiner Natur liegt. So führt der religiöse Geist während des Krieges die Apologie der deutschen Religiosität. Und ist dieser Geist nur während des Krieges selbst lebendig gewesen, hat er bisher keine sichtbare Frucht gebracht, scheint er mehr als vorher vielleicht im Verschwinden begriffen, so ist es freilich ein trauriges Zeichen von der Gewalt des Zeitgeistes, daß so schnell die Spuren der Gnade verwischt werden, und ein schmerzlicher Beweis von der Ober-

flächlichkeit des heutigen Sinnes, daß die Frömmigkeit nicht länger dauert als die Heimsuchung Gottes. Aber die Thatsache selbst bleibt unberührt, daß unser Volk in seiner Gesammtheit während des Krieges unter der Herrschaft des christlichen Geistes stand. Und hierauf eben kommt es an. Denn es kann meine Aufgabe nicht sein, den persönlichen Bekehrungen nachzuforschen und etwa geschehene Erweckungen zu constatiren. Durch Erscheinungen der letzten Zeit in den englischen und amerikanischen Kirchen sind deutsche Herzen vielfach auf den Gedanken gekommen, die Entwicklung unseres religiösen Geistes möchte einen ähnlichen Gang nehmen wie dort. Aber in einer Volkskirche, wie wir sie haben, werden religiöse Bewegungen stets einen anderen Charakter offenbaren als in der kirchen- und sectenreichen Welt unserer anglosächsischen Brüder. Auch die Erscheinungen in der Zeit des Pietismus waren durchaus anderer Natur als die Revivals des Methodismus. Vielleicht könnte man das „Ringen und Regen am Ostseestrande" aus den zwanziger und dreißiger Jahren unseres Jahrhunderts noch am ehsten damit vergleichen. Aber wie klein blieb doch der Kreis dieser Bewegung, und wie bald verglühte die ganze Flamme! die deutschen Erweckungen haben immer einen großen, welthistorischen Zug gehabt. Unsere Revivals heißen: Reformation, Pietismus, Freiheitskriege. Sie durchdringen organisch die ganze deutsche Geisteswelt und erregen nicht bloß das isolirte religiöse Gefühl einzelner Schaaren, sondern den gesammten Volksgeist, den sie wie mit göttlicher, unsichtbarer Macht hoch über sein

Niveau erheben. Und so lange unsere Kirche wesentlich Volkskirche bleibt, wird dieser Charakter sich kaum ändern.

Unter diesen Gesichtspunkten dürfen wir unsere Geschichte eher mit derjenigen Israels zusammenhalten. Bekanntlich ist das deutsche Volk zuerst von Bunsen das Israel des neuen Bundes genannt, und nur zu oft hat die Thorheit dies Wort gemißbraucht. Besonders während des Krieges konnte man zuweilen den patriotischen Eifer aus Unverstand sagen hören, Deutschland, das Land der Gottesfurcht und frommen Sitte, sei Israel und habe gegen das welsche Kanaan seinen Streit zu führen. Eine solche vermessene Sprache findet auch in der Ungerechtigkeit der französischen Kriegserklärung, auch in der Berauschung der Schlachten und Siege keine Entschuldigung. Sehen wir auf den gegenwärtigen religiösen Zustand Deutschlands im Allgemeinen, so müssen wir mit Schmerz bekennen, daß kaum in einer andern Nation die Kräfte des Unglaubens so mächtig sind; jedenfalls ist das deutsche Volk heute das unkirchlichste unter den Völkern der protestantischen Christenheit. Damit steht es nicht im Widerspruch, daß sich im Einzelnen viel fromme Christen, religiös angeregte Gemeinden, kirchlich gesinnte Bevölkerungen ganzer Landstriche finden, daß die gläubige Theologie noch immer ihre vornehmste Stätte in den deutschen Universitäten und Pfarrhäusern hat. — Aber mit jenem Bunsen'schen Wort soll ja nicht ein glänzender Zustand des religiösen Lebens, sondern eine Volksanlage gekennzeichnet werden; auch nicht Deutschland für sich, sondern der ganze germanische Stamm ist in die Gedan-

ken desselben eingeschlossen. Das aber ist gewiß, daß die deutsche Volksseele ganz besonders auf das religiöse Element angewiesen ist und ohne dasselbe verkümmert. So hat denn auch das Christenthum bei uns nicht bloß eine individuelle, sondern eine volksmäßige Entwicklung. Wie Deutschland die Wahlstatt der europäischen Kriege, war der deutsche Volksgeist die Stätte der großen Kämpfe in Theologie und Philosophie. So sind bei uns Erweckung und Abfall mehr universeller Natur. Und in dem Sinne dürfen wir uns allerdings mit Israel vergleichen, daß dort wie bei uns Zeiten religiöser Erweckung, und zwar für das ganze Volk, mit Perioden religiöser Ermattung, ja geradezu mit Epochen des Abfalls wechseln, in welchen nur wenige Fromme das heilige Feuer hinüberretten in die Tage neuer Erquickung. Hat Jehovah Zebaoth trotzdem sein Volk nicht verlassen noch verstoßen, sondern es mit göttlichem Erbarmen immer wieder gesucht, so dürfen auch wir den Glauben haben, daß es mit uns noch nicht aus ist. In diesem Lichte erscheint mir die Kriegszeit als eine Tröstung, vielleicht als eine Weissagung, daß Deutschland, wie es seinen Krieg unter dem starken Eindruck des göttlichen Geistes geführt hat, so auch seine Friedenszeiten im Herrn wieder führen wird.

Jedermann erinnert sich an den Augenblick, als der Krieg erklärt wurde. Der Sturm brach unerwartet los. Wie ein Blitz aus blauem Himmel leuchtete der Riesenkampf zweier Nationen vor uns auf; aber wie immer im Ungewitter offenbarte sich der Herr. Durch jede deutsche Brust wehte der

wundervolle Geist der Freiheitskriege, wie er uns von den Vätern geschildert ist: Entschlossenheit und Thatkraft, Königstreue und Vaterlandsliebe; ein Gottvertrauen ohne Wanken, eine Opferfreudigkeit ohne Gleichen stempelten den Krieg, schon ehe er begann, zu einem Volkskriege deutscher Begeisterung. Dasselbe Feuer ergriff die alten wie die neuen Provinzen unserer Monarchie; in Cassel und Flensburg wie in Berlin, in Hannover und Nassau wie in Königsberg glühte ein edler, patriotischer Zorn in Flammen deutschen Muthes auf, und mit dem Norden erhob sich auch der Süden in brüderlichem Patriotismus, um die angedrohte Schmach abzuwehren und Treue zu halten bis in den Tod. Ganz Deutschland war in einem Moment einig geworden gegen den fremden Uebermuth. Das war vom Herrn geschehen und war ein Wunder vor unsern Augen. So fühlten wir Alle; Allen voran, vorbildlich für sein ganzes Volk unser Kaiser. „Gott wird mit uns sein wie er mit unsern Vätern war" schloß er die Thronrede vor dem Reichstag; „Gott segne unsre Waffen" telegraphirte er an den König von Baiern; sein Aufruf zum Bettag enthielt die Worte: „Von Jugend auf habe ich vertrauen gelernt, daß an Gottes gnädiger Hülfe Alles gelegen ist. Auf Ihn hoffe ich und fordere mein Volk auf zu gleichem Vertrauen. Ich beuge mich vor Gott in Erkenntniß seiner Barmherzigkeit und bin gewiß, daß meine Unterthanen und meine Landsleute es mit mir thun". Und auch dafür wollte er gebetet haben, „daß Gott uns Gnade gebe, auch gegen unsere Feinde uns als Christen zu verhalten." Mit der Verkündigung einer

Amnestie für politische Verbrechen und Vergehen „in fester Zuversicht auf Gott“ ging der Vater seines Volks zur Armee, und auf dem Bahnhof stand bei der Abreise des Königs mit großen Lettern der Segensgruß der Residenz, das schlichte Wort: Mit Gott! Es war wirklich der Grundton, der durch den ganzen Krieg hindurchklang. „Mit Gott wollen wir Thaten thun“ (Ps. 60, 14.), so lautete der Text der Reichstagspredigt am Sterbetag der Königin Luise; „mit Gott in den Rath, mit Gott in den Kampf“, so klang die Predigt, in welcher auch das Bekenntniß nicht fehlte: „Herr, gehe nicht in's Gericht mit Deinen Knechten.“ Und auf der letzten Bank der Abgeordneten in der Domkirche saß auch General von Moltke, der Feldherr des beginnenden Kriegs. Dieser Gottesdienst war nur der erste von vielen; in allen Gemeinden wurden Kriegsbetstunden gehalten und fleißig besucht. In meiner Gemeinde, einem Dorfe der Provinz Sachsen, fehlten auch diejenigen nicht in diesen Betstunden, welche sonst die Kirche vermieden; auch Katholiken kamen, um mit uns gemeinsam zu beten. Hinter den Protestanten blieb das katholische Deutschland an Begeisterung nicht zurück; auch unter dem Feldgeschrei des Kulturkampfes sollen wir das nicht vergessen. „Ihr habt — predigte Erzbischof Melchers — das sichere und frohe Bewußtsein, zu kämpfen für eine gerechte Sache. Wohlan denn, ziehet aus mit Muth und Vertrauen auf Gott, bewahret stets und überall ein gutes Gewissen und erweiset euch als christliche Soldaten und gläubige Kinder der heiligen Kirche.“ — „Der König von

Preußen — predigte Bischof Heinrich im Dom von Passau nach den ersten Schlachten — ist Protestant; aber er ist ein frommer, gottesfürchtiger, christlicher Fürst, der hoch betagt sein Leben für Deutschlands Ehre und Sicherheit einsetzt und nicht sich, sondern Gott die Ehre giebt. Er soll der Führer Deutschlands sein, Gott hat ihn dazu berufen. Unser liebes Vaterland gehört zu Deutschland, es soll und muß mit Deutschland auf das Engste verbunden sein; und wenn hier unter meinen Zuhörern Väter, Mütter, Gattinnen und Kinder sind, deren Söhne, Gatten, Väter auf den blutigen Schlachtfeldern gefallen sind oder fallen werden, die sollen ihre Thränen trocknen, denn der Preis, um den ihre Lieben das Leben opfern, ist ein hoher und würdiger; sie haben mit ihrem Blute Deutschlands Freiheit, Macht und Ehre erkauft." So rein und unbefangen wurde unter dem Eindruck des Patriotismus das katholische Gefühl, daß ein bayerischer Bischof dem protestantischen König Preußens den Ruhm der Frömmigkeit und der Christlichkeit öffentlich von der Kanzel zuertheilte. — Die Israeliten dachten nicht anders, auch sie ergriff der Strom religiöser Begeisterung. „Wir fühlen es, wir haben gesündigt, wie unsere Väter, — betete am Kriegsbettag der Rabbiner von Cöln — Reue durchzuckt jedes Herz. Wende Dein Antlitz nicht von uns ab, wir müßten sonst vergehen. Dein Volk Israel und unsere deutschen Brüder alle, sie demüthigen sich und liegen im Staube vor Dir." Mit einem aus tiefster Seele gesprochenen Segen über Israel und Deutschland endete das ergreifende Gebet.

Freilich, wir dürfen es nicht verschweigen, um der Wahrheit willen, daß ein Berliner Blatt die Geistlichen, welche in dem Kriege ein Gericht Gottes ankündigten, mit einer Kugel vor den Kopf bedrohte, und daß eine Kirchenzeitung diesen Zorn „gerecht, wenn auch ungefüge und maßlos" nannte. Aber jene Zeitungsstimme war völlig isolirt; und die Kirchenzeitung gehörte einer Richtung an, welche offen erklärte, sie könne während des Krieges nichts Besseres thun, als ihre Versammlungen schließen. Und darin hat die Freigeisterei unleugbar Recht, daß der furchtbaren Herrlichkeit des Krieges nichts Anderes entspricht, als die volle Majestät des Glaubens an den lebendigen Gott.

Von dieser Macht war das Volk ergriffen; ihr neigte sich voll Begeisterung die Armee. Ein Corpsgeist der Religiosität durchdrang alle Reihen. In vielen Garnisonen wurden vor dem Ausrücken Abendmahlsfeiern gehalten, bei denen kein Offizier, kein Unteroffizier, kein Gemeiner aus Absicht fehlte; auch hier in Berlin. Wie bei einer Confirmation traten dann wohl die Offiziere zum Schluß an ihren Geistlichen heran und drückten ihm die Hand. Es ist traurig, berichten zu müssen, daß das vor und nach dem Krieg nicht ebenso war; aber es ist mein Thema, zu erzählen, daß es beim Ausbruch des Krieges und während des Krieges geschah. Spürbar wehte durch den Ernst dieser Rüsttage der Geist Gottes und verließ die Armee nicht, so lange der Krieg dauerte. Mit demselben Recht, wie man es sagen darf, daß das Heer vom Jahr 1870 heldenmüthig und tapfer war, kann man

behaupten, daß es ein religiös bewegtes, ein christliches Heer war; wodurch natürlich nicht ausgeschlossen ist, daß manche muthlos, manche gottlos waren und blieben. Es gilt hier den allgemeinen Geist zu kennzeichnen; und der war der Geist des Christenthums. „Wenn ich — so schreibt Divisionspfarrer Lohmann vom Marsch an die Grenze — die freundlichen Grüße der Soldaten nach der Predigt beachte, ihre Geneigtheit in der Privatunterhaltung auf ein religiöses Gespräch einzugehen, wenn die Offiziere in ihren Unterhaltungen gern auf den Inhalt der Predigt zurückkommen, wenn ich in die begeisterten Augen der Zuhörer sehe, so wage ich anzunehmen, daß ein Theil, wenn auch nur ein geringer, der guten Gesinnung des Heeres auf die Wirksamkeit der Feldgeistlichen zurückzuführen ist." Aehnlich schreibt P. v. Bodelschwingh vom Vormarsch auf Saarbrücken: „es war ergreifend, wie sich die Truppen zu diesen Gottesdiensten drängten, und wir so oft bis tief in die sinkende Nacht um den Trommelaltar versammelt waren." Es machte doch auf die Pfälzer einen großen Eindruck, wenn von einem einzigen Regiment über 2400 Mann zur Communion kamen, wenn von einem Bataillon kurz vor der Schlacht bei Weißenburg fast ohne Ausnahme alle evangelischen Männer, unter ihnen die drei Aerzte, das h. Abendmahl empfingen und wenn nachher erzählt wurde, gerade dies Bataillon habe sich bei dem Sturm auf die Höhe durch besondere Tapferkeit ausgezeichnet. Im Kriege ist der Besuch der Gottesdienste fast immer freiwillig; um so werthvoller ist das einstimmige Zeugniß, daß die Geist-

lichen nicht genug Gottesdienste halten konnten, daß, wenn der Dienst es erlaubte, täglich gepredigt wurde und sich die Leute zur Predigt drängten. So lieb waren die Gottesdienste den Soldaten, daß ein Königsgrenadier an seine Mutter schrieb: „Ach liebe Mutter, wie gerne wollte ich einmal daheim in die Kirche gehen. Ach jetzt lernt man beten. Wir haben dreimal Feldgottesdienst gehabt, aber das waren schöne Predigten. Ich wollte, ich könnte alle Tage eine Stunde in die Kirche gehen; aber da es nicht sein kann, bete ich für mich im Stillen. Ach, liebe Mutter, haltet nur meinen Bruder Karl recht an, daß er fleißig in die Kirche geht; denn es ist gut, wenn man recht beten gelernt hat.“ Nur beiläufig sei bemerkt, daß der Brief schloß: „Ich sterbe gern, wenn ich kann für das Vaterland sterben.“ So köstlich dies ist, so natürlich ist es auch wieder.

Es giebt nichts Furchtbareres als den Krieg; auch die Tapferen fühlen bei dem Gedanken an die Schrecken des Schlachtfeldes, an die Qualen der Lazarethe ihr Herz erzittern. Man will es uns Preußen im Auslande oft nicht glauben, wenn wir erklären, daß auch unserem Volke der Krieg Entsetzen und Grauen verursache; ich wenigstens habe es meist vergeblich versichert. Dennoch ist es so, und eben diese Schrecken des Krieges treiben wie mit Naturgewalt ein Gemüth, das nicht verwildert ist, in die Nähe Gottes, „der allein mächtig ist.“ Diese Wahrheit zu vergessen, ist ein Volk während langer Friedenszeiten leicht in Gefahr. Hingewandt zu den Arbeiten der Kunst und Wissenschaft, versenkt in

Handel und Industrie, dem Genuß ergeben, kann es leicht denken, daß nur die Großmächte der Bildung und des Erwerbs, des Mammons und der Lust auf Erden regieren. Plötzlich erscheint kometengleich der Krieg, wirft all die Einbildungen eines selbstzufriedenen Zeitalters über den Haufen und erinnert wieder an die alte Erkenntniß des Königs David: Gott allein ist mächtig. Es ist demüthigend für die christliche Menschheit, daß auch sie, wie die Luft durch ein Gewitter, hin und wieder durch den Krieg gereinigt werden muß. Aber es ist trotzdem wahr, daß die Tage des blutigen Streites für die Völker Tage des Segens sind. Die irdischen Güter verlieren ihren Werth, die weichlichen Lüste reizen nicht mehr, das Leben wird freudig hingegeben an die Idee, und in dem Ringen auf Leben und Tod erwacht der Gedanke an die unsichtbaren und ewigen Kräfte des lebendigen Gottes. Wie mit einer inneren Nothwendigkeit mahnt die Majestät des Kriegs an die Majestät Gottes, mahnen die Entscheidungen des Sieges an den allgewaltigen Richter. Aus dieser Erhebung des Lebens fließt die höhere Sittlichkeit wie die kräftigere Religiosität.

In der That sind auch manche sittliche Züge des Krieges nicht ohne die Weihe der Religiosität. Vaterlandsliebe und Hingebung, Opfermuth und Selbstverleugnung, wenn sie eine ganze Armee beherrschen, erklären sich nur aus dem christlichen Geiste. Jene Tugenden nun sind wirklich allgemein geübt worden. Von hundert Geschichten seien nur einige der schönsten angeführt.

In Schlesien meldet sich ein unverheiratheter Reservist statt eines Familienvaters zum Regiment. Ein hessischer Bauersmann, der seinen ersten Sohn bei Wörth verloren hat, bringt den zweiten zum Oberst, damit er doch wieder einen bei der Armee habe. Ein sterbender Hauptmann läßt seinem Weibe vom Schlachtfelde sagen, wenn das Kind, das sie erwarte, ein Sohn sei, solle er Soldat werden. „Hier kommt Keiner durch", gelobt sich ein ganzes Regiment und hält das Gelübde unter den schwersten Opfern. Jede Truppe vollführt unweigerlich und freudig die schwierigsten Befehle; wetteifernd stürzt sich jedes Regiment in den Heldentod für König und Vaterland. Ständen die Thaten, wie sie aus dieser Gesinnung heraus mannigfach geschehen sind, im Livius oder im Herodot, man würde sie von Volk zu Volk erzählen, wie die Geschichten von Horatius Cocles oder Leonidas. Im deutschen Heere ist diese Hingebung gleichsam zum Dienst geworden; aber eine so unbedingte Pflichterfüllung hat etwas von Religiosität an sich und ist nicht zu erklären ohne die strenge Gewissenhaftigkeit des protestantischen Geistes. — Jedoch nicht mit Beispielen des Heldenmuths will ich den christlichen Sinn unseres Heeres beweisen. Patriotismus gehört freilich unter die christlichen Tugenden; aber er ist nicht das Christenthum selbst, wozu ihn ein überspannter Nationalitätsbegriff zuweilen machen möchte. Christenthum ist Glaube; festes Gottvertrauen, Gewißheit der Erlösung durch Christum, Heiligung in dem Geiste Gottes, sichere Hoffnung des ewigen Lebens. Fänden sich diese Züge nicht, so dürfte man nicht

von einem christlichen Sinne der Armee reden. Aber es fehlte keine von den Aeußerungen tiefsten christlichen Geistes; und eine religiöse Wärme durchdrang fast Alle. So war es wirklich, und so möchte ich es schildern. — Daß in dem Heere Liebe zu Gottes Wort, Freude am geistlichen Lied, Glaube und Gebet herrschend waren, daß im Lazareth große Proben heiliger Geduld und in allen Phasen des Kriegs schöne Beispiele der Feindesliebe gegeben sind, daraus möchte ich den Nachweis des deutschen Christenthums führen.

Allein durch die britische Bibelgesellschaft sind im Verlauf des Krieges gegen eine Million Bibeln, Neuer Testamente und einzelner Bücher der h. Schrift, zur Hälfte verkauft, zur Hälfte verschenkt. „Es ist ohne Beispiel — schreibt Herr Prediger Davies, der Berliner Generalagent der Gesellschaft, der diese große Unternehmung leitete und sich damit den unvergänglichen Dank des deutschen Protestantismus verdiente — sowohl die enorme Verbreitung der h. Schrift, welche bewirkt wurde, als auch ohne Beispiel die Begierde, womit das Wort Gottes verlangt worden ist. Die Resultate in ihrer Fülle und alle die Einflüsse, mittelbare und unmittelbare, mit welchen sie verbunden sind, können nur dem Allwissenden bekannt sein, aber für uns sind schon Anzeichen vorhanden, welche beweisen, daß diese besondere Arbeit unter den deutschen Soldaten und französischen Gefangenen nicht nur eine der größten und wichtigsten, welche die Gesellschaft jemals unternommen, sondern auch eine von denjenigen ist, welche sich des reichsten Segens zu erfreuen gehabt hat." Bedenken

wir, daß die Soldaten in ihrem Kirchenbuch, mit welchem sie in das Feld rücken, die Psalmen besitzen, und daß noch andere Gesellschaften mit der britischen gewetteifert haben, so ist jene Zahl der Bibelverbreitung doppelt und dreifach staunenswerth. In der That war der Eifer, mit welchem das göttliche Wort angenommen wurde, ebenso groß wie der Eifer, der es verbreitete. Hören wir einen Colporteur, wie er über seinen Handel bei den Würtembergern berichtet: „Sie waren im Biwak nicht weit von Carlsruhe. Ich ging zu ihnen hinaus mit so vielen Testamenten, als ich tragen konnte, und verkaufte in wenigen Minuten jedes Exemplar. Ich eilte so schnell, als ich konnte, nach Hause, füllte meinen Tornister und meine Taschen und nahm außerdem noch ein großes Packet mit. Ich kam zu ihnen noch denselben Tag zurück, und wieder wurde ich, so schnell als ich verkaufen konnte, jedes Exemplar los. Die Soldaten kauften nicht nur, sondern halfen mir auch verkaufen. Eine Gruppe von Offizieren schickten nach mir, fragten mich, wer ich sei und was ich verkaufe. Als sie sahen, worin meine Bücher bestanden, kaufte jeder Offizier ein Exemplar für sich, und Einer kaufte auch außerdem zwanzig Exemplare für seine Leute." Ein ähnlicher Auftritt fand in der Gegend von Cassel unter preußischen Truppen statt. Ein Knabe hatte für den Colporteur ein Packet mit Testamenten zur Station getragen. Während er dort war, kam ein Zug mit Soldaten, und er dachte, er wolle es versuchen, zu verkaufen. Ein Hauptmann kam zu ihm und sagte: hier mein Sohn, komm zu meinen Leuten.

Darauf sagte ein Offizier: es ist unnütz, sie werden sie wegwerfen; worauf jener antwortete: meine Leute werden die Bibel nie wegwerfen. Ein Unteroffizier trat vor und sagte: gieb mir deine Bücher, ich will sie für dich verkaufen und dir das Geld geben.

Auf die Sachsen stieß ein anderer Colporteur, wie sie in Marschordnung dastanden. Er hatte 150 Neue Testamente bei sich und verkaufte jedes einzelne so schnell, wie er das Geld dafür in Empfang nehmen konnte. Darauf lief er in seine Herberge zurück und holte andere 150 Exemplare. Als er zurückkam, rückte das Bataillon schon aus. Die Leute hatten keine Zeit gehabt, ihre Tornister abzunehmen und das Buch einzustecken; sie hatten einfach einen Knopf an ihrer Uniform aufgemacht und marschirten mit ihrem Neuen Testamente auf der Brust. Die Offiziere gestatteten ihren Leuten während des Marsches zu kaufen, und der Colporteur verkaufte wiederum seinen ganzen Vorrath. — Vor Paris trafen zwei andere Colporteure die Sachsen wieder. „Unsere Arbeit — schreibt der eine — war sehr gesegnet; in all meiner Erfahrung habe ich nichts Aehnliches gesehen. Ein Mann kaufte fünf Exemplare für seine Freunde, welche zufällig nicht dort waren." Die Beiden verkauften an einem Tage 600 Exemplare.

Die Meklenburgischen Dragoner, welche bei Hamburg einquartiert waren, begrüßten den Bibelverkäufer mit wahrer Freude. In dem ersten Stalle fand er drei Leute und verkaufte drei Testamente. In jedem Stalle verkaufte er so viel

Bibeln, als Leute da waren. Er sprach zu 90 Leuten und verkaufte ihnen 90 Exemplare. Die Leute, welche schliefen, wurden von ihren Kameraden geweckt und kauften sofort.

Aber sie haben das Wort Gottes nicht bloß gekauft, sie haben es auch gebraucht. Dieselben Colporteure, welche beim Ausmarsch ihre Bibeln so schnell verkauften, fanden dieselben nachher auf dem Schlachtfeld und im Bivouac, in den Ambulancen und Lazarethen fleißig gebraucht. Aus allen Berichten der Feldprediger und Diakone erfahren wir von dem großen Segen, der in dem Gebrauch der Schrift unsern Soldaten aufging. Es kam vor, daß sie nach einem mühevollen Tage am Abend zuerst zur Bibel griffen und dann zum Feldkessel, um ihr Abendessen zu bereiten. — Bei Mars la Tour lag ein Brandenburger im schrecklichsten Kugelregen auf der Erde; rechts und links fielen seine Kameraden. „Da schlug ich — schreibt er — mein Neues Testament auf und fand hinten drin den 124. Ps., — der bekanntlich so endigt: Unsere Hülfe steht im Namen des Herrn, der Himmel und Erde gemacht hat. — O wie köstlich war mir jetzt das Wort Gottes. Als ich mein Testament wieder eingesteckt hatte, rief der Hauptmann: „auf Kinder kommt! in Gottes Namen wollen wir noch einmal auf den Feind losgehen; mit Gott, für König und Vaterland!" Ich sprang auf und sagte: ja in Gottes Namen, ich gehe mit. Kaum hatte ich diese Worte gesprochen, da bekam der Hauptmann einen Schuß durch den Kopf und fiel todt nieder. — Es war zwei Tage später bei Gravelotte, da lag ein sterbender Pommer, der sagte zu

seinem Lieutenant: „Was ich so bei mir habe, die Uhr mit der Schnur von meiner Marie Haar — sie hat's mir zum letzten Weihnachten geschenkt — und das kleine Testament, wo vorn mein Einsegnungsspruch drinsteht, das nehmen Sie an sich und geben Sie's ihnen zu Hause." Dem todtwunden Mann war seine Bibel der letzte Gedanke und der größte Schatz. — In Paris saß ein Soldat gefangen, der schrieb nach Hause: „Mein neues Testament, das ich im Lager bei Knielingen gekauft habe, hat mir manchen Trost gegeben; das habe ich ganz durchgelesen. In einer solchen Lage sucht man seinen Heiland und Erlöser. Ich habe es freilich nicht verdient, daß mich der Herr so glücklich durchgebracht hat. Psalm 91." schreibt er dann ganz lakonisch dabei. — Es kam freilich auch vor, daß ein Unteroffizier im Lazareth dem Colporteur, der ihm ein N. Testament anbot, erwiederte: „das geben Sie man den Kranken ꝛc." Das ist freilich nicht christlich. Aber es sind in dieser Art nicht viel Klagen laut geworden. Was einst eine Breslauer Diakonissin nach Hause schrieb: Unsere lieben Preußen verlangen nach Gottes Wort; was einmal um Mitternacht ein Colporteur erlebte, der aus dem Schlaf geweckt wurde, weil ein Soldat eine Bibel kaufen wollte; das war der herrschende Trieb. Zuweilen geschah es ja, daß das eben erstandene N. Testament, wenn es recht schön gebunden war, mit dem nächsten Brief nach Hause, an Vater und Mutter geschickt wurde. Aber es bekundet keinen schlechten Sinn, wenn der Sohn im Felde für die Seinen kein besseres Geschenk weiß, als das Wort des lebendigen Gottes.

Fast noch mehr Bedeutung als die Bibel — ähnlich wie auf dem Lande das Gesangbuch — hat für unsere Soldaten das Kirchenbuch, eine Sammlung von guten Kernliedern und Gebeten, mit welchen die Psalmen zusammen gebunden sind. Die Leute von Fröschweiler haben den Inhalt wohl zu schätzen gewußt, als sie in den Tagen nach der Schlacht die Preußenbücher auflasen, die zu Tausenden auf dem Schlachtfelde lagen. Viele Jahre hindurch hatten sie aus einem schlechten Gesangbuch die verwässerten Lieder der Aufklärung singen müssen, nur erst wenige Wochen vor dem Kriege war ein gläubiges Gesangbuch wieder in die Gemeinde eingeführt. Da verglichen sie nun die alten kirchlichen Lieder: „O Haupt voll Blut und Wunden“ oder „Wie soll ich dich empfangen“ in dem preußischen Buch und in ihrem neuen mit einander, und als sie fanden, daß das zusammen stimmte, schlugen die Lieder der Väter so schnell Wurzel, daß, wie Pfarrer Klein sich ausdrückt, keine Macht der Erde sie mehr verdrängen konnte. In Wörth starb der Pfarrer, und Pfarrer Klein übernahm hier den Confirmandenunterricht. Die Kinder sollten nun auch die Lieder nach den alten guten Texten lernen, die im Wörther Gesangbuch nicht zu finden waren. Da brachten sie ihm Schlachtfeldbücher, und wer's gesehen hätte, mit welchem Eifer, mit welcher Freude und Begeisterung die lieben Kinder diese Lieder lernten, der hätte sich gefreut. Und das war kein Strohfeuer. Es ist in Wörth eine merkwürdige, fast allgemeine Erweckung entstanden, bei welcher das Kriegsbuch mitgewirkt hat. Als ich einige Jahre darauf in Wörth ein

militairisches Denkmal zu weihen hatte, stand ein altes Mütterchen dabei, die sagte ganz treuherzig zu mir in ihrem elsässischen Dialekt: wir wissen wohl, warum Gott die Deutschen hat gewinnen lassen. — Nun, von diesem Kriegsbuch will ich rühmen. Da lagen bei Wörth drei preußische Soldaten auf kühler Erde; noch am Tage nach der Schlacht lagen sie friedlich bei einander, das Auge gebrochen, aber die Züge lieblich verklärt. Alles andere Gepäck hatten sie vor der Schlacht abgelegt, eins hatten sie mitgenommen. Auf dem Boden lag das kleine Soldatengesangbuch des einen aufgeschlagen; sein Gesicht war noch auf das Buch gerichtet, die Hände waren gefaltet. Dem andern schien das seine aus der matten Hand entfallen zu sein, und der dritte hielt dasselbe kleine Gesangbuch noch mit den erstarrten Fingern, als habe er es eben öffnen wolien. So verklärte das geistliche Lied die Sterbestunde der Tapferen und half ihnen, nach ihrem Sieg auch den letzten Feind, den Tod zu überwinden. — Auch bei St. Privat wurde unter den gefallenen Helden der Garde ein Todter gefunden, der in der erstarrten Hand das geöffnete Gebetbuch hielt; die aufgeschlagene Seite enthielt das Dankgebet eines Soldaten nach errungenem Siege. So hängt der Muth mit der Religion zusammen; und die Hoffnung des ewigen Lebens giebt Freudigkeit, in den Tod zu gehen. Wie nöthig war diese Freudigkeit bei dem Sturm auf St. Privat, und wie herrlich hat sie sich offenbart! Hier fiel Prinz Salm, jener treue deutsche Mann, der die Gefangenschaft des edlen Kaisers Maximilian von Mexiko getheilt

und damals das Leben gerettet hatte, um es nun für sein Vaterland dahin zu geben. Haben wir gesiegt? fragte er und starb gern, als er ein Ja vernahm. — Ebendort, so erzählt Divisionspfarrer Jordan, lag ein verwundeter Major. Als man ihm meldet, daß sein Bataillon als eines der ersten, die Fahne voran, in St. Privat eingedrungen sei, da glänzte es wie Verklärung auf seinem Angesichte. „Gott sei Dank, so rang sich's aus seiner Brust, nun schmerzen keine Wunden mehr." Und wie die Führer, so die Mannschaften. Als am späten Abend der Kanonendonner verstummte, die brennenden Gehöfte mit ihrem Feuerschein den Nachthimmel erleuchteten, schmetternde Trompeten den Sieg verkündeten und aus der Ferne die Klänge des Chorals: Nun danket alle Gott! herüberdrangen, da leuchtete es wie Freudenschein in den Augen der armen Verwundeten auf dem Verbandsplatze. Wer noch Kräfte hatte, der sang das Lied leise mit trotz Wunden und Schmerzen. Denn, Gott sei Dank, die Lieder unserer Kirche standen nicht bloß im Kirchenbuch, sondern auch im Herzen und Gedächtniß der Soldaten.

Man hat viel auf den todten Memorirstoff gescholten, der durch die preußischen Regulative in die Köpfe der Schulkinder eingeprägt worden sei. Ja kurz vor dem Schluß des alten Jahres hat eine Zeitung unserer Residenz gemeint, die vielen auswendig gelernten Bibelsprüche und Kirchenlieder seien an den vielen Verbrechen Schuld, welche uns in der Gegenwart zuweilen schaudern machen. Ich hätte nun große Lust, von diesem Memorirstoff viel Gutes zu sagen. Wenigstens

todt ist er im Kriege nicht geblieben, sondern er hat Viele, die wegen Krankheit und Wunden nicht lesen konnten oder im Gefecht keine Zeit zum Lesen hatten, mächtig gestärkt. Es soll's uns ein Soldat selbst sagen, wozu das Auswendiglernen gut ist. „Täglich bitte ich — so schrieb ein Würtemberger — Gott um Bewahrung, wenn es sein heiliger Wille ist; wenn nicht, so tröste ich mich mit den Versen: „Gut und Blut, Leib, Seel' und Leben ist nicht mein, Gott allein ist es, der's gegeben", oder „Gott hat mich in guten Tagen oft ergötzt, sollt' ich jetzt nicht auch etwas tragen", oder „Kann uns doch kein Tod nicht tödten, sondern reißt unsern Geist aus viel tausend Nöthen". Ferner aus dem Lied: Was Gott thut, das ist wohlgethan, den Vers: „Muß ich den Kelch gleich schmecken, der bitter ist nach meinem Wahn." Besonders zu gut kommt es mir, daß ich die einzelnen Verse anfangen kann. Sehr wohl hat es mir auch gefallen, daß unser Herr General von Hügel, nachdem wir zum ersten Mal in Feindesland unsere Gewehre geladen hatten, der Brigade zurief:

Das walte Gott, der helfen kann,
Mit Gott fang' ich die Arbeit an,
Mit Gott nur geht es glücklich fort,
Drum ist auch dies mein erstes Wort:
Das walte Gott."

Aus diesem Brief geht zweierlei deutlich hervor, daß der Memorirstoff für einen gemeinen Soldaten ebenso gut zum Trost wie für einen General brauchbar zum Commando ist.

Unzählige Male während des Feldzugs hat dieser geschmähte Memorirstoff unsere Krieger erquickt und begeistert.

Oft wurde beim Biwakfeuer oder im Quartier ein gemeinsamer Choral gesungen. Oder es rückte wohl zuweilen ein Truppentheil müde und matt am Abend in eine Kirche ein; irgend ein musikkundiger Einjährig-Freiwilliger setzte sich an die Orgel und intonirte ein: Lobe den Herrn, den mächtigen König der Ehren, oder: Befiehl du deine Wege; die Truppe aber sang aus vollem Herzen das Lied mit und vergaß darüber die Beschwerden des Krieges. Es singt sich mit so ganz besonderer Andacht: Eine feste Burg ist unser Gott, wenn man vor einer Festung liegt und die Geschütze donnern von den Forts hernieder; und es klingt so gar gewaltig in der Seele: Jesus meine Zuversicht, wenn Tausende von Kameraden unter diesen Klängen bestattet werden. Am ergreifendsten aber war es immer, wenn am Abend der Schlacht nach gewonnenem Siege das alte protestantische Tedeum: Nun danket alle Gott, welches zuerst beim Schluß des dreißigjährigen Krieges so recht aus dem Jammer des deutschen Volkes herausgesungen ist —, wenn dies herrliche Lied noch in der Dämmerung von Regiment zu Regiment ertönte, gleichsam ein christlicher Triumphgesang des Sieges. Wer es am Abend von Sedan hat mitsingen dürfen, dies gewaltige, durch die Abendlüfte gen Himmel brausende, aus hunderttausend Herzen hervorbrechende: Nun danket alle Gott, der wird es sein Leben lang nicht vergessen. „Du magst — schrieb ein Jüngling an Past. Ahlfeld — an manchem Feste und in mancher großen Versammlung das Lied gehört und mitgesungen haben, aber ein solches, wie wir es hier am 2. September gehört

und gesungen haben, kennst Du nicht." Dies ging über allen Gesang. — Auch ein gut katholischer Altbaier schrieb darüber nach Hause: „Der Herr Pfarrer hätt's sehen sollen bei Sedan, wie preußische Jäger neben uns nach der Schlacht a geistlich Lied gesungen hobn und die Musik hat dazu gespielt. Wir haben alle gejuchzt aus Freud', aber gleich aufgehört, wie die Preußen zu singen angefangen hobn; geschämt hobn wir uns a weni, denn uns is koa Lied eingefalle, dös so rühri wor wie das von den Preußen." — Ja über dies Singen der preußischen Soldaten haben zwei Engländer mit einander einen merkwürdigen Strauß ausgefochten. Der eine war der ungläubige Professor Beesly, der ohne zu wollen, uns das schönste Zeugniß gab, als er sagte, Frankreich, obwohl dem Namen nach katholisch, sei in Wahrheit von allen religiösen Fesseln frei, während die Deutschen, Protestanten nicht bloß dem Namen sondern auch der Sache nach, ihre Psalmensingenden Legionen ausgesandt hätten, um den heiligen Boden des Communismus anzugreifen. Darauf hat damals ein gläubiger Engländer, Mr. Alexander, der unter den deutschen wie unter den französischen Soldaten Gottes Wort austheilte, eine herrliche Antwort gegeben. „Ich war — schreibt er in einem lesenswerthen Büchlein, in welchem er Preußen Englands alten Alliirten nennt — unter diesen deutschen Soldaten in ihren Lagern um Metz und Paris und kann bezeugen, daß ihr Psalmensingen kein Mythus, sondern ein wirkliches und glorreiches Factum ist, dessen in der Geschichte noch Erwähnung geschehen wird, wenn der Name Beesly — jener

Ungläubige — längst vergessen ist. Mögen die, welche wollen, die protestantischen Psalmensänger verspotten, so bleibt es doch eine Thatsache, auf welche wir Protestanten mit Recht stolz sein dürfen, daß seit der Zeit der Reformation alle rechten Kriege durch sogenannte protestantische Psalmensänger ausgefochten sind, und daß sie ausgefochten sind zur Bewunderung der Welt." Einen so tiefen Eindruck machte das Liedersingen auf einen gut evangelischen Mann Englands. Und in der That ist ein Choral, der durch die Regimenter und Divisionen einer ganzen Armee hindurchgehend, ohne Liederbuch frei aus dem Gedächtniß gesungen wird, ein Stück deutscher Herrlichkeit; aber er ist nur möglich in einem Volke, das in den Schulen seine Kinder die geistlichen Lieder fleißig singen läßt, nur möglich in einer Volkskirche, deren Millionen Glieder alle dieselben Choräle singen. Allzuleicht vergessen in unsern Tagen die Staatsmänner wie die Lehrer, welche Kraft der nationalen Charakterbildung, welches gewaltige Moment der Einigkeit darin liegt, daß ein ganzes Volk denselben Glauben bekennt, dieselben Choräle singt. Auswendig Wissen, wenn es recht gelehrt wird, ist doch zugleich ein inwendig Wissen, das viele Geister um dieselben Gottesgedanken sammelt. Wenn es wirklich einmal dahin käme, daß der Unglaube den konfessionellen Religionsunterricht und damit unsere Kirchenlieder aus den Schulen verdrängte, so würde man zu spät inne werden, daß mit dem Psalmensingen die Legionen auch ihren Heldenmuth verlieren. Die Kirchenlieder sind ein köstlicher Schatz der ganzen Nation, soweit sie evangelisch ist. Dasselbe „Nun

danket alle Gott", das am Abend des ersten September zu Sedan gesungen wurde, erscholl am Mittag des zweiten von dem Rathhausthurm zu Berlin. Und als in einem Concert während des Krieges zum Schluß der Einzugsmarsch nach Paris verlangt wurde, und der Dirigent nach kurzem Besinnen das große Kampflied der Reformation anstimmte: „Eine feste Burg ist unser Gott": da sangen auch hier in der Heimath die Zuhörer begeistert mit; auch ihnen brachte der Memorirstoff, den sie gut eingeprägt hatten, eine unvergeßliche Stunde.

Das war die Stimmung in den Tagen der Siege. „Welch eine Wendung durch Gottes Fügung", diesen Grundton gab uns die Botschaft des Kaisers, so ging die Botschaft weiter von Mund zu Mund, von Herz zu Herz. Wir alle fühlten die Hand Gottes, die uns auf Wunderwegen dem Ziel der deutschen Einigung entgegenführte. Die Dinge, welche der Arm des Allmächtigen in wenigen Monaten durch unser Volk und an unserm Volk ausgerichtet hatte, waren zu groß, als daß sie Menschenwerke sein konnten. Auch laue Menschen, denen sonst die göttliche Vorsehung eine unbekannte Größe war, erkannten in den übermenschlichen Ereignissen den waltenden Gott und stimmten ein in das Bekenntniß ernster Geister: Herr Gott, Dich loben wir! Unsere Kniee beugten sich, und unsere Seelen bekannten in unendlicher Glaubensfreudigkeit: es ist der Herr. Jenen Sängern im höhern Chor gleich waren wir wie Träumende, die der Herr erlöst hat. Unser Mund war voll Lachens, unsere Zunge voll Rühmens. Der Herr hatte Großes an uns gethan, deß wa-

ren wir fröhlich. Und auch für uns galt es: die mit Thränen säen, werden mit Freuden ernten.

Auf den Schlachtfeldern wie in der Heimath sproß eine reiche Segensernte hervor. Denn nicht bloß das war die Frucht des Krieges, daß die Bibel fleißiger gelesen, das Kirchenbuch häufiger aufgeschlagen, der Choral mächtiger gesungen wurde. Tausend Spuren in Briefen und Berichten, in gelegentlichen Aeußerungen und ausführlichen Gesprächen bezeugen, daß in vielen Herzen der Same der Ewigkeit aufging. Das beständige Wandeln in Todesgefahr hat eine ausreifende Kraft. Es fragt und sorgt so mancher um die Seligkeit derer, die ohne sichtbaren Glauben im Kampfe für Krieg und Vaterland gefallen sind. Nun wissen wir, daß der Tod für das Vaterland nicht genug ist zum seligen Sterben. Aber wir wissen auch, daß viele, die in ihren Wunden daliegen und sterben, in wenigen Stunden innerlich mehr erleben können, als bei gewöhnlichen Zeiten ein Mensch Jahre hindurch erfährt. Die Erfahrungen vom Schlachtfeld und aus dem Lazareth lassen keinen Zweifel, daß unsere verwundeten und sterbenden Soldaten mit seltenen Ausnahmen, wenn ihnen das Wort Gottes nahe gebracht wurde, den Heiland ergriffen als den einzigen Grund ihrer Seligkeit. Nicht viele deutsche Männer reden gern von dem, was in solchen Stunden ihre Seele bewegt; dennoch haben wir tausendfache Kunde von seligem Sterben erhalten. In Heilbronn in der Turnhalle lag ein Brandenburger von Mars la Tour. Er war früher kein frommer Mensch gewesen; aber in dem Kampf der Schmer-

zen begehrte er das heilige Mahl und konnte mit dem Gebet frommer Lieder, die sein Gedächtniß bewahrte, sich vorbereiten. Als in der letzten Nacht sein Stündlein gekommen war, konnten die Umstehenden bemerken, wie seine Lippen bis zuletzt die Lieder der Kirche bewegten. So empfing manch Einer in der Hitze der Trübsal die Nothreife für die Ewigkeit. — Dir leb' ich, Dir sterbe ich, Dein bin ich todt und lebendig; mach mich, o Jesu, ewig selig: mit diesen Worten schloß ein Würtemberger an seinem Todestage sein Gebet. Sein König war an diesem Tage gerade nach Gmünd gekommen, um nach den Verwundeten zu sehen. Das erfuhr der Kranke und begehrte den König zu sehen. Dieser kam auch, legte dem todtkranken Soldaten die Hand auf das Haupt; das war dessen letzte Freude. — Auch unser Kaiser ging einst durch die Lazarethe und fand einen Schwerverwundeten schlafend; dem schrieb er auf einen Zettel: mein Sohn, gedenke an deinen König! Beim Aufwachen fand der Kranke den Zettel und sagte, als der Kaiser beim Rückweg durch dasselbe Zimmer ging: Ich werde an Ew. Majestät denken, auch dort oben. — Ja, sie waren in der rechten Gemüthsverfassung, die armen Verwundeten; wunderbar ergeben und ganz bereit, für das Vaterland zu leiden. Einer, der am Kopf so zerschossen war, daß er nicht sprechen konnte, schrieb nichts als das Wort „Gott" in sein Notizbuch. — Ein anderer Sterbenskranker verwies in dem Brief, welchen der Lazarethpfarrer an seine Mutter schrieb, auf Matth. 18, 8.: „Es ist dir besser, daß du zum Leben lahm oder ein Krüppel eingehst, denn daß du

zwei Hände und zwei Füße habest und werdest in das ewige Feuer geworfen." — Ein Dritter lag in der Kirche von Vionville und dichtete unter Schmerzen ein Lied von „Hoffnung und Trost."

Giebt's für den Kranken schön're Tage
Als die, wo er mit frohem Herzen
In Gott zufrieden jede Klage
Und all' die Leiden, all' die Schmerzen,
Die er erlitten, schwinden sieht?

Ein Gottvertrauen in der Brust
Verleiht Geduld, giebt starken Muth,
Auch große Schmerzen selbst mit Lust
Zu tragen. Denn im Herzen ruht
Mir das Bewußtsein, daß es siegt.

Begreiflicher Weise führte nicht immer und überall das Leiden so in die Tiefe; es geschah auch wohl, daß sich Einzelne abwandten und dem Seelsorger den Rücken zudrehten, daß hie und da ein sogenannter Gebildeter offen aussprach: „Ich habe davon nie etwas gehalten, man muß consequent sein"; daß wohl auch einmal ein gottloser Spötter und Lästerer den Krankensaal mit seinen schlechten Reden vergiftete. Aber verglichen mit der allgemeinen Erfahrung waren das nur vereinzelte Fälle, für deren jeden man aus demselben Zimmer viele entgegengesetzte Züge religiösen Lebens anführen könnte, die man nicht erwartet. Es ist doch ebensosehr ein Zeichen christlichen Verständnisses, wie dankbarer Gesinnung, wenn die sämmtlichen Kranken eines Saales der pflegenden Diakonissin ihren Dank zu Weihnacht dadurch aussprachen, daß sie ihr in

einem Etui die h. Geräthe zu Kranken-Communionen schenkten. Und wenn unter dem Eindruck des religiösen Hauches in Courcelles bei Metz der Lazaretharzt Seelsorge trieb, weil ein Verwundeter das Bedürfniß des Trostes fühlte und ein Geistlicher nicht zugegen war, so zeigt dieser Fall, der wiederum nicht vereinzelt dasteht, daß das christliche Leben die gewohnten Ordnungen, welche es bei uns in Norddeutschland so gern innehält, in seiner Kraft durchbrach. Als der Kranke starb, bat der Arzt einen durchreisenden Pfarrer um die Bestattung desselben. Ich habe — so erzählte er dabei — am Sterbebett dieses Soldaten auch einigermaßen als Geistlicher gewaltet. Ich sagte dem Soldaten: „Sie wissen, daß Sie sterben müssen, aber Sie haben auch gehört, daß es einen Gott giebt, ohne dessen Willen kein Haar von unserm Haupt fallen kann. Es ist Ihnen auch gepredigt worden von einem Heiland, der für uns gestorben ist, und von dem wir Vergebung der Sünden haben müssen. Glauben Sie das Alles?" Darauf nickte der Jäger und bald war er verschieden. — Ich meine — schreibt Oberpfarrer Weikert, der uns diese schöne Geschichte aufbewahrt hat — das Glaubensbekenntniß aus dem Munde eines Arztes muß für den Kranken eine besonders gute Medizin sein.

Das aber ist der allgemeine Eindruck, den nicht bloß die deutschen Aerzte und Geistlichen, sondern auch englische und französische Berichterstatter von unsern Verbandplätzen und aus den Lazarethen mitgenommen haben, daß eine wahrhaft heldenmüthige Geduld fast jeden einzelnen verwundeten

oder sterbenden Mann beseelte. Ein Offizier, der von einem Mitrailleusenschuß mehr als funfzig Wunden erhalten hatte, sang am Morgen nach der Amputation seiner Glieder das Lied: Fest steht und treu die Wacht 2c. Es kam vor, daß ein Schwerkranker mit voller Seelenruhe auf die Postkarte, die seinen Tod melden sollte, die Adresse seiner Angehörigen schrieb. Und wo etwa Einer die Fassung nicht fand, da fand sich ein Anderer, wie im Lazareth von Maizières, der ihm Trost zusprach: „Lieber Kamerad, was sprichst du so? Weißt du nicht, daß auf Erden alle Wunden schmerzen? Erst im Himmel giebt's keine Wunden und keine Schmerzen mehr. Da wird der Tod nicht mehr sein, noch Leid, noch Geschrei, noch Schmerzen wird mehr sein, denn das Erste ist vergangen." Ich habe noch zwei Jahre nach dem Krieg im Lazareth von Metz Verwundete, die von den Schmerzen geradezu zerrissen wurden, Kranke, die halberstorben unter den furchtbarsten Leiden dalagen, in Seelenpflege gehabt; und nie habe ich ein Wort der Klage oder der Anklage von ihren Lippen gehört, sie duldeten freudig für ihr Vaterland, und sie duldeten aus christlicher Ergebung.

Andererseits waren auch die Aeußerungen tiefster christlicher Bewegung nicht etwa bloß durch das Leiden bedingt; sie treten uns überall entgegen. Besonders der Gebetsgeist erwachte; in der Ungewißheit des Schicksals von Tag zu Tag flüchteten sich die Herzen in die Gewißheit des göttlichen Erbarmens. „Jetzt betet man nicht mehr", sagte ein Bürgersmann aus Neukirchen zu einem Soldaten, der sich von einem

Crischonabruder ein N. Testament kaufte. Was? — antwortete der Soldat — gerade in solcher Zeit betet man, und wo gebetet wird, da ist auch der Sieg. — „Deine Gebete — schrieb ein Soldat an seine Mutter — sollen mein Panzerhemd sein". — „Eure Gebete haben mir gewiß geholfen", meinte ein Geretteter von Wörth in einem Briefe an die Eltern. — „Wie danke ich meinen Eltern, daß sie mich beten lehrten. Ich bin getrost. Gottes Wille geschehe." schrieb ein Grenadier aus Pommern an seinen Bruder. — „Ohne Beten kommt man nicht aus", sagte ein Baier aus Franken, dem beide Arme und ein Bein abgeschossen waren, und der doch ein so heiteres Gemüth hatte, daß Alle, die ihn sahen, ihn für übermüthig hielten. — „Kinder, betet", rief ein Oberst, „die Schlacht beginnt". — Ein Uhlanenoffizier bat den Feldgeistlichen, ihm eine stille Andacht zu halten in der Stunde, in welcher ihm zu Hause sein Kind getauft wurde. — Und als im Jahre 1872 unser Kronprinz seine erste Inspectionsreise durch Würtemberg machte, die einem Triumphzuge glich, da sagte er beim feierlichen Empfang zu Prälat Kapff: „Wir haben Ihren Gebeten im letzten Kriege viel zu danken."

Das Gefühl, daß all' unser Kriegen und Siegen nicht Menschenwerk war, herrschte unter Allen und unter den hohen Offizieren am meisten. „Zu Gott beten und hoffen — schrieb der edle General v. Gersdorf kurz vor seinem Heldentod bei Sedan — giebt Muth und Hoffnung, wenn man sagen darf: Du hast uns bisher Kraft gegeben, unsre Schuldigkeit zu thun."

„Die Ehre des Erfolgs — sagte General v. Obernitz beim Siegeseinzug in Stuttgart — gebührt vor Allem Gott. Ihm haben wir unsern Dank darzubringen." „Gott der Allmächtige hat Großes an uns gethan, Ihm sei Ehre, Preis und Dank" — mit diesen Worten bedankte sich v. Werder für die Bibel, welche Stuttgarter Frauen ihm schenkten und von welcher er sagte: „sie weist nach oben und führt zu Gott, an dessen Segen Alles gelegen ist." Und in einem andern Briefe bald nach den unermeßlichen Erfolgen am Jura schrieb derselbe Feldherr an einen Verwandten: Wir selbst wollen demüthig sein und immer demüthiger werden und unsern Herrn Gott loben und preisen, indem wir ausrufen: Du hast unser redliches Wollen gesegnet, Du hast Kraft und Ausdauer verliehen und uns die Maßregeln finden lassen, die das Gelingen ermöglichten. — Anders hat auch Prinz Friedrich Carl bei seiner Rückkehr nicht gedacht, als er zu den Magistratspersonen von Berlin sagte: „Man muß diese Erfolge zurückführen auf die gnädige Hülfe des Höchsten. Dieses Gefühl, Werkzeug in seiner Hand gewesen zu sein, gibt auch so großen Erfolgen gegenüber Demuth und Vertrauen." Soll ich daran noch erinnern, wie dieser Geist demüthigster Dankbarkeit für Gottes Treue und Gnade jedes Telegramm unseres Kaisers, jede Kundgebung unserer Kaiserin durchwehte? Als dieser Ton der Kaiserlichen Depeschen in Frankreich, wo man den Krieg sehr menschlich und mechanisch auffaßte, statt Anerkennung Mißbilligung fand, schrieb ein englisches Blatt, der English Independent: „Der König von Preußen ist

ein Fürst von Ehre, und so lange er sich in einem aufgezwungenen Kriege glaubt, den er ganz allein zur Vertheidigung seines Landes führt, freuen wir uns seines ehrfurchtsvollen Bekenntnisses, daß er seine Erfolge doch etwas Anderem zuschreibt, als der Masse und Organisation seiner Armeen oder der Klugheit und Geschicklichkeit seiner Generäle. Wenn es irgend einen Krieg gab, in welchem sittliche Gründe den wundervollen Sieg der einen Nation und die äußerste Niederlage der andern veranlaßten, so ist es dieser." Für uns aber bedurfte es dieser Vertheidigung nicht erst; uns Alle, glaube ich, hat der fromme Geist der Königlichen Nachrichten begeistert, hat es tief im innersten Gemüthe berührt, wenn der Kriegsherr des deutschen Volks im Schlachtengewirr wie im Siegesjubel, unter dem Weihnachtsbaum wie am Sylvesterabend, als König von Preußen wie als Kaiser von Deutschland Gott die Ehre gab, und daß bei der Kaiserkrönung unter jenem Bilde Ludwig's XIV., welches die Unterschrift trägt: „Der König regiert durch sich selbst", der erste Kaiser deutscher Nation von Neuem bekannte, er regiere durch Gott.

So groß war doch der Eindruck von dem Allen in Frankreich selbst, daß mitten im Kriege französische Geistliche davon völlig überwältigt waren. „Unsere Leute — so predigten sie ihren Gemeinden — sind mit Tanz, Spiel, Trunk und Lüderlichkeit in den Krieg gezogen; die Preußen mit Gebet, darum haben sie auch den Segen. Sie kommen freudig zum Gottesdienste, zur Beichte, zum heiligen Abendmahl." — „Wie fromm

sind Ihre Soldaten — rief ein französischer Priester von Paris aus — wie innig beten sie. Einer hat eine Stunde vor dem Hochaltar gekniet, ein Anderer bei jedem Hochaltar in der Kirche gebetet." — „Es ist recht Schade um Sie, daß Sie nicht katholisch sind — sagte sehr naiv eine Nonne zu unseren Leuten — Sie sind bessere Christen."

So lautete das Urtheil über die Armee während des Krieges. Wer in dieser Zeit mit Augen des Verständnisses in der Heimath das deutsche Volk betrachtete, der entdeckte auch hier bei uns einen besseren, frömmeren Geist. Wie eine Reserve des Gebets stand in wöchentlichen und täglichen Betstunden das Volk hinter seinem Heere. Auch die deutsche liberale Presse, leider dem lebendigen Glauben oft abgeneigt, wurde von einem Hauch religiösen Geistes berührt. Den Prahlereien französischer Zeitungen gegenüber schrieb ein weltliches Blatt am Anfang: Wir vertrauen auf die Wahrheit der an diesem Orte und in dieser Einfachheit doppelt erhabenen Worte, die zu Leipzig auf dem Napoleonsteine zu lesen sind: der Herr ist der rechte Kriegsmann, Herr ist sein Name. So entzündete sich an der Flamme von 1813 das Feuer von 1870 und dem Worte entsprach die That in allen Ständen und an allen Orten. Unzählige persönliche Kräfte wurden durch die Johanniter, durch die Malteser aufgeboten. Dem Aufruf Wicherns und Engelberts zu christlicher Felddiakonie antworteten begeisterungsvoll unsere Männer und unsere Jünglinge. Diakonissen und barmherzige Schwestern haben miteinander gewetteifert im Erweis der Treue und der Hingebung. An dreizehn Millionen Thaler sind öffentlich zur Pflege

verwundeter und erkrankter Krieger gesammelt. Viel persönliche Liebe und Theilnahme von Männern, Frauen und Jungfrauen hat diese Gaben gesammelt, ausgetheilt und angewandt; ein unermeßliches Kapital religiösen Geistes und christlicher Bewährung steckt in solchen Zahlen. Auch unsere Feinde haben es anerkennen müssen, daß ihren Gefangenen und Kranken jede Liebe zu Theil geworden ist, welche ein christliches Volk spenden kann.

Nicht so günstig lautete zuletzt ihr Urtheil über die Armee, welcher kalte Grausamkeit und habgierige Plünderungssucht vorgeworfen ist. Es ist nicht schwer, diese Vorwürfe aus Feindes Mund zu entkräften und auf ihr rechtes Maß zurückzuführen. Daß hie und da in verlassenen Häusern und Schlössern Einiges mitgenommen ist, wer mag das leugnen! Der Krieg ist in gewissem Sinne seinem Wesen nach eine Auflösung der göttlichen Gebote. Wenn er länger dauert, macht er die Soldaten leicht rücksichtslos und gewaltsam. Es geht über die Möglichkeit der Disciplin, eine Million von Männern, die täglich Eigenthum und Menschenleben vernichten sehen, von jedem Unrecht abzuhalten. Immerhin war die Manneszucht im deutschen Heere besser, als im französischen. Professor Monod erzählt selbst, daß der französische Generalstab ein Schloß völlig ruinirt hatte, während in der Nähe der Stab des Prinzen Friedrich Carl sein Quartier unversehrt ließ. Später sind alle Verwüstungen auf deutsche Rechnung gesetzt. Trotz dem gestehen wir zu, daß mannichfache Unredlichkeiten geübt sein mögen. Aber während Frankreich aus den Plünderungen des Sommer-

palastes zu Peking ein Museum errichtet hat, schrieben unsere Zeitungen voll Unwillen geharnischte Aufsätze über das Verwerfliche des „Rettens und Rollens." Daß der Krieg zuletzt oft den Charakter eines unbarmherzigen Racenkampfs annahm, daran sind einzig und allein die Franctireurs schuld. Der deutsche Soldat ist nicht grausam; hundert Beispiele für eins bezeugen seinen harmlosen Sinn mitten im Krieg und seine Feindesliebe. Ein preußischer Offizier hat einen verwundeten Turko Stunden weit auf seinem Pferde geführt; ein Einundzwanziger verwundete einen Franzosen, der auf ihn geschossen hatte, mit seinem Bajonett, aber pflegte ihn, als er merkte, daß jener schwer verwundet sei; ein Pommer trug einem Franzosen, der in die Gefangenschaft gehen mußte, sein Kind eine weite Strecke Wegs zum Geleit. Bei dem ersten Gottesdienst in der Kathedrale zu Metz sammelten die Truppen für das niedergebrannte Peltre; vor Paris sammelten Jäger für die Kinder einer von französischen Kugeln getödtete Wittwe die Summe von 110 Francs. Ebendort schmückte ein Sachse für die Kinder einer Wittwe, bei der er im Quartier lag, einen Weihnachtsbaum. Deutsche Telegraphenbeamte übernahmen die Pathenstelle bei einem armen Kinde, das sie reichlich beschenkten. Für das eroberte Straßburg offenbarte sich eine wirklich bewundernswerthe Liebe; in Königsberg haben deutsche Bürger den dort gestorbenen Franzosen ein Denkmal gesetzt; und es ist noch in aller Erinnerung, daß wir unsere Frauen sehr energisch erinnern mußten, für die Kriegsgefangenen nicht mehr Interesse zu zeigen, als für die eigenen Krieger. Solche Züge sprechen von selbst

dafür, daß Volk und Heer das schwere Wort Christi: liebet eure Feinde, begriffen und geübt haben.

Noch zwei Einwürfen muß ich begegnen: einem, den französische Prosteſtanten und Pastoren gemacht haben, „wir hätten den Nationalhaß geschürt und die französische Sünde gebrandmarkt, anstatt zum Frieden zu mahnen. Der Vorwurf ist in seiner Allgemeinheit durchaus ungerecht; mit Recht darf man den französischen Protestantismus anklagen — das eine Blatt l'Église libre ausgenommen, welches in der That das höchste Lob verdient, — daß er den deutschen Geist geschmäht hat. Allerdings, liest man heute die Artikel unserer kirchlichen Blätter, die Predigten aus der Kriegszeit wieder durch, so findet man manchen Gedanken, der mit der Liebe nicht besteht, manchen Ausdruck, der vor dem Richterstuhl Christi nicht Stand hält. Mögen unsere französischen Brüder uns entschuldigen, wenn die Ungerechtigkeit der Kriegserklärung uns eine Zeit lang vielleicht ungerecht machte, wenn die wirklich unerhörten Verlästerungen des deutschen Geistes beim Beginn des Krieges unsere Geduld erschöpften, die offiziellen und privaten Unwahrheiten während des ganzen Kampfes unsere Achtung verminderten. Noch lange Zeit nach dem Kriege hat ein französischer Protestant unsere Gottesdienste und Predigten der Heuchelei geziehen. Wer so verleumdet, hat kein Recht, anzuklagen. Doch brauchen die deutschen Prediger die Anklage nicht zu fürchten.

Ich schlage die Predigten der Kriegsepoche nach, sonderlich aus der ersten Zeit und beginne mit dem Dom in Berlin. Die Hofprediger v. Hengstenberg und Kögel mahnen an die

Gelübde von 1866 und strafen das Volk um seinen Undank und Unglauben, wenn auch freilich — wie es nicht anders sein kann — der Ton des guten Gewissens und der reinen Sache hindurch klingt. Carus in Stettin sieht den Krieg als scharfe Zuchtruthe an und ruft zur geistlichen Kriegsbereitschaft. Hoffmann in Halle ist so ernst und streng, daß er von Gott nicht Sieg um jeden Preis zu erbitten wagt, sondern die Sünden der Nation unter die göttliche Möglichkeit einer demüthigenden Niederlage stellt; zugleich mit der höchsten patriotischen Begeisterung haucht Beyschlag der akademischen Jugend, die sich freiwillig zu des Königs Fahnen meldet, doch den Gedanken ein, das Gericht von 1870 müsse für unser Volk mehr Frucht schaffen als das von 1866 und unser Schuldbewußtsein bei dem ungerechten Gesammtzustande müsse tausendfach sein. So haben sie alle geredet, mit höchster Vaterlandsliebe und doch in vollem Bußernst. Auch vor Paris, als der böse Geist der Unzucht unter den Truppen einkehrte, sind erschütternde Strafpredigten gehalten, die keine Menschenfurcht kannten, keine Schmeicheleien sagten, sondern durch Mark und Bein drangen.

Freilich wenn die Franzosen von unseren Geistlichen verlangten, sie sollten die Fortsetzung des Krieges nach Sedan für eine deutsche Sünde und die Eroberung von Elsaß-Lothringen für ein deutsches Verbrechen erklären: so forderten sie eine Unmöglichkeit. Die Église libre selbst hat damals den französischen Protestanten die bittere Wahrheit gesagt, daß sie im Unrecht wären, an Deutschland die Forderung zu stellen, die sie an Frankreich bei keiner Eroberung gerichtet hätten,

und daß es schiene, sie sähen die Eroberung erst für eine Sünde an, seitdem Frankreich dadurch verliere. Und auf die Klagen der protestantischen Pfarrer vor Paris, daß Deutschland den gottlosen und verabscheuungswürdigen Krieg auch nach Sedan noch fortsetze, da doch Frankreich den Frieden wünsche, — antwortete ein kirchliches Blatt Englands sehr treffend: „die Franzosen wollen Frieden schließen, aber auf ihre Bedingungen; sie vergessen, daß der Besiegte den Frieden nicht dictirt, sondern annimmt. Frankreich unternahm den Krieg, um Land zu erobern; da es besiegt ist, dürfen die Deutschen wohl fragen, warum es nicht Land verlieren soll." Sei es mit dieser Vertheidigung aus französischer und englischer Feder genug. Wir möchten alte Wunden nicht wieder aufreißen und freuen uns, daß sie anfangen zu vernarben.

Der andere Zweifel an dem religiösen Geiste des deutschen Volks während des Krieges kommt aus deutschem Munde und weist auf die Kriegs-Literatur hin, die in keiner Weise ein christliches Gepräge habe. In der That tragen die Broschüren und Berichte der damaligen Zeit mehr den Charakter des Patriotismus; in den Tausenden von Liedern, die in der Kriegszeit erschienen, suchen wir vergebens den starken, vollen Glaubensklang Arndts oder den innigen frommen Ton Schenkendorfs. Nur vereinzelt weht durch die Kriegsgesänge der Hauch lebendigen Christenthums. Meist bleiben die Dichter, auch wo sie religiöse Accente brauchen, an der Peripherie der Religion, nicht selten verirren sie sich in Aeußerungen des Hasses und der Feindschaft; sie rufen lieber den Franzosen als sich selbst

zu: thut Buße. Dennoch bringen die Zeitungen jeder Richtung in jenen Tagen Lieder voll geistlicher Anregung. „Mit Gott wollet streiten für euer Vaterland, Gebete euch begleiten, Heil Dir o Kriegerstand" klingt es aus Magdeburg; — „Bringt ein Hoch der Treue, der Treu', die Gott entstammt" aus Darmstadt; — „Und will Gott, daß ich falle, so soll's mit Ehren sein" aus Augsburg. „Und wenn ich wohl nicht wieder komm', dann Weib, vertrau' auf Gott, erzieh' die Kinder christlich fromm, weint nicht um meinen Tod"; so tröstet ein Gedicht der Staatsbürgerzeitung; „Wenn Er's verhängt, daß wir auch unterliegen" so predigt die Nationalzeitung bei Beginn des Kampfes Ergebung. Als dann statt der gefürchteten Niederlagen eine wundervolle Reihe von Siegen das patriotische Gefühl begeisterte, gab man allgemein Gott die Ehre. Daß der tiefe christlich-poetische Geist der Freiheitskriege nicht aufwachte, lag in den Verhältnissen. Das Glück wird selten die Seele so andächtig stimmen, wie das Unglück. Dennoch hat in manchen Liedern von Geibel und Redwitz, besonders in dem tiefempfundenen Liede der Prinzessin Reuß: „Wir sind's nicht werth" der christliche Gedanke seinen vollen Ausdruck gefunden. Und was Freiligrath in seinem: „Hurrah, Germania," das sich an poetischer Kraft über alle Gedichte erhebt, ausruft: Auf, Deutschland, auf, und Gott mit dir: das war doch der eigentliche Grundton alles Singens und Sagens. Nicht der moderne Gott des Zweifels und der Kritik war es, welchen das deutsche Volk in seinen Kriegsliedern feierte, sondern der alte starke Gott, der mächtige Herr der Heerschaaren, der große Wunder

thut und über die Geschicke der Völker allgewaltig gebietet. Dieser Gott der Offenbarung wird von den Feinden des Glaubens gern todt gesagt; aber in den großen Zeiten unserer Geschichte wird er der deutschen Christenheit immer wieder lebendig und offenbart sich von Neuem hier im Feuer und Sturmwind, dort im leisen, sanften Wehen.

So war der Geist des Krieges; und mit dem Kriege hat er nicht völlig aufgehört zu wehen. Wenn die deutschen Krieger in den Jahren, welche auf den Krieg folgten, nach Wörth oder Saarbrücken, nach Mars la Tour oder St. Privat kamen, um den gefallenen Kameraden ihrer Regimenter oder Brigaden, ihrer Divisionen oder Armeecorps Denkmäler der treuen Erinnerung zu weihen, dann wachte er lebendig und spürbar auf, dieser Geist der Frömmigkeit aus der Kriegszeit. Und viele von den Trauernden, welche die Gräber ihrer lieben Todten aufsuchten, die Wittwen und Waisen, welche einen gefallenen Vater beklagten, die Väter und Mütter, die um tapfere Söhne weinten, die Geschwister, welche einen Bruder betrauerten, sie waren in ihrem Heldenschmerz und in ihrer Christenhoffnung lebendige Beweise der Treue zum Vaterland und des Glaubeus an den Herrn. Auch an diese Trauer knüpft sich noch eine gesegnete Arbeit der britischen Bibelgesellschaft. Es wurde von dem Comité desselben der Beschluß gefaßt, den Wittwen und Eltern der Gefallenen ein Exemplar des Neuen Testaments mit Psalmen zu schenken. Man glaubte, daß die heilige Schrift, als ein Andenken an die Verstorbenen dargeboten, mit Ehrfurcht gehegt und mit

Andacht gelesen, den wunden Herzen eine reiche Quelle des himmlischen Trostes aufschließen könnte. Der schöne Plan war nicht leicht durchzuführen, da die Leidtragenden in allen Theilen des deutschen Reichs zerstreut waren. Die Geistlichen waren die geeignetsten Vermittler, um die heilige Sache in den Gemeinden bekannt zu machen; auf ihre Aufforderung hin meldeten sich doch mehr als 15000 und erhielten die sinnige Gabe. Jedes Exemplar enthält den Namen des Empfängers und den Namen des Verstorbenen auf dem ersten Blatt; zwei passende Schriftstellen sind darüber gedruckt, Joh. 11, 25.: „Wer an mich glaubt, der wird leben, ob er gleich stürbe" und Jem. 49, 11.: „Wer übrig bleibt von deinen Waisen, denen will ich das Leben gönnen, und deine Wittwen sollen auf mich hoffen." Auch der Kaiser erhielt ein solches Neues Testament, das man in feiner Kenntniß des landesväterlichen Herzens ebenso schlicht hatte binden lassen, wie alle andern.

Bedenkt man, daß je 21 unter 100 Verstorbenen Söhne von Wittwen, je 23 verheirathete Männer waren, so wird man doppelt fühlen, wie viel Schmerz zu stillen, wie viel Weh zu heilen war. „Nur das Wort Gottes — so schrieb eine Mutter zum Dank an die Gesellschaft — vermag in dem schweren Kummer vollen Trost zu geben. Menschliche Vernunft und menschlicher Trost sind unter solchen Umständen äußerst ohnmächtig. Gebe Gott uns seine Gnade, daß wir von seinem heiligen Worte einen gesegneten Gebrauch machen, und mögen die Segnungen, die es verheißt, an uns, unsern zehn übrigen Kindern und unsern Nachkommen in Erfüllung gehn." Das ist ein Brief

von vielen, die in demselben frommen Geist geschrieben waren. Es kam vor, daß bei einem Brande eins von diesen Neuen Testamenten mit verbrannte; der Trauernde bat um ein anderes und bezeugte den empfangenen reichen Segen. — So ist der Ausgang wie der Anfang des Krieges durch die Thatsache bezeichnet, daß das lebendige Gotteswort von ganzem Herzen begehrt wurde; mit den Gedanken Gottes ausgerüstet, zogen unsere Krieger in den großen Kampf, und mit der Liebe Christi tröstete sich unser Volk in dem Schmerz um seine gefallenen Helden. Dieser Sinn war in der deutschen Nation während des ganzen Krieges lebendig; das darf unsere Freude und unsere Hoffnung sein. Gewiß sind in der Zeit der Freiheitskriege mehr und größere religiöse Persönlichkeiten offenbar geworden; die vorangehende Noth hatte sie geboren und erzogen. Aber nie, auch in den Freiheitskriegen nicht, war in einer deutschen Armee der religiöse Geist allgemeiner, durchdringender verbreitet, als in dem deutschen Heere des letzten französischen Krieges.

Es ist schmerzlich, daß das Gedächtniß der göttlichen Wunder nur so kurze Zeit unter uns gedauert hat. Fast als ein unlösbares Problem steht die Frage vor uns, wie es möglich war, daß die Zeit des Krieges für das geistliche Leben unseres Volkes so unfruchtbar bleiben konnte. „Der Herr hat Großes an uns gethan": dieses Gefühl mußte in Deutschland lebendig werden und bleibende Frucht schaffen. Wie aus den erbeuteten Kanonen des Krieges Glocken zum Gottesdienst gegossen sind, so mußte der ganze wunderbare Reichthum

an Sieg und Herrlichkeit zu Ehren Gottes, zur religiösen und sittlichen Erneuerung unseres Volkes verwandt werden. Gott hatte uns aus großer Gefahr mit allmächtiger Hand gerettet; Er war mit uns gewesen in Kampf und Sieg; Er hatte — was mehr ist als jeder Sieg — über Bitten und Verstehen den alten deutschen Hader von uns genommen und die Sehnsucht eines Jahrtausends endlich erfüllt. Wir waren mit einem Male groß, frei und stark:

mit Gott und unserm Kaiser ein Volk, ein Haus, ein Heer.

Aber in dieser großen Wendung der deutschen Geschicke mußte der Geist Gottes unsere begeisternde Kraft werden. Wir hätten den neu gekräftigten religiösen Gedanken, mit dem Gedanken der Einigkeit verschwistert, hinübertragen sollen in die Tage des neuen Deutschlands. Leider ist dies nicht geschehen und Viele finden, es stehe seit dem Kriege schlimmer um das geistliche Leben als vorher.

Mancher freilich hat von den Ereignissen für das Reich Gottes zu viel erwartet. Nicht einmal die Trübsal hat die sichere Verheißung, daß sie den Einzelnen und die Völker zu Gott zurückführt; noch weniger wird man von Siegen und Ehren eine Bekehrung der Personen, eine Aenderung des Volksgeistes erhoffen dürfen. Wir stehen seit Jahrzehnten in der starken Strömung einer materialistischen Weltanschauung, die tief und breit unser Volk durchzieht. Nur die bewußte Rückkehr zu den Anschauungen und Thatsachen des Christenthums kann dieser unheilvollen Bewegung Halt gebieten; ein

Krieg allein vermag es nicht. Der französische Krieg war ein Siegeslauf ohne Gleichen; es wäre das erste Mal in der Weltgeschichte, daß unermeßliches Kriegsglück eine Nation religiös erneuert hätte. Vielmehr liegt in einer Epoche von Blut und Eisen immer auch mancherlei sittliche Gefahr: die unvermeidliche Nichtachtung von Leben und Eigenthum, die furchtbare Wirksamkeit mechanischer Kräfte und Gewalten, die Berauschung in Sieg und Triumph. — Gewiß, wenn die Männer eines Volkes, aus der materialistischen Strömung herausgerissen, ihr Leben für die hohen Güter des Vaterlands einsetzen und unter den Gefahren des Kampfes ihre Augen auf Tod und Ewigkeit richten, so muß das heilsam auf die Seele wirken. In der Ungewißheit der kriegerischen Entscheidungen und der persönlichen Schicksale suchen die Gedanken der Streitenden wie ihrer Angehörigen in der Heimath im Glauben und im Gebet den lebendigen Gott. Aber der menschliche Leichtsinn vergißt die Gefahr leicht, wenn sie vorüber ist; er vergißt auch die Rettung und den Retter. So mag denn ein Krieg wohl dazu dienen, daß eine ungöttliche Strömung sich auf einen Augenblick zurückstaut; völlig bemeistern kann er sie nicht. Vorbereiten und anregen kann er die Erweckung; aber eine gründliche Erneuerung ist nur dadurch möglich, daß in den vorbereiteten und angeregten Herzen der Geist Gottes zum völligen Durchbruch kommt. Diesem Geiste war während des Krieges in mannichfacher Weise Bahn gebrochen; ihm hätten nach dem Kriege die Herzen sich ganz ergeben müssen.

Aber mit dem Frieden kamen die Milliarden, und es

begann jener unselige Tanz um das goldene Kalb, an dessen Folgen die Nation noch heute krankt. War schon vor dem Krieg der deutsche Idealismus merklich im Verschwinden; nach dem Kriege ergriff die Gier nach Geld und Genuß alle Stände. Die deutsche Treue und Redlichkeit litt Schiffbruch auf der Silberflotte, die aus Frankreich kam, und in Sturm und Finsterniß fehlte der rettende Leuchtthurm, die Macht der Religiosität. Schon vorher war durch ein Ueberwuchern des Materialismus der Einfluß des Christenthums auf das Volksleben geschwächt; der Culturkampf, der bald nach dem Kriege begann, konnte diese unheilvolle Entwicklung nur beschleunigen. Nicht als ob dieser Streit, der mit der Unfehlbarkeitserklärung anfing, zu umgehen gewesen wäre; bei der Spaltung Deutschlands in eine protestantische und eine katholische Hälfte ist die gegenseitige Bekämpfung der beiden Parteien in aufgeregten Zeiten ebenso unvermeidlich, wie ihre Befreundung auf die Dauer nothwendig ist. Das deutsche Geistesleben verläuft nun einmal in diesem Gegensatz und hat davon, wie von jedem Geisteskampfe mancherlei Schmerz, mancherlei Segen. Aber nicht in dem Sinne der Unkirchlichkeit durfte dieser Strauß geführt werden, wie es, zwar nicht nach der Absicht der Regierung, aber doch von der öffentlichen Meinung geschah. Die Freigeisterei bemächtigte sich des Kampfes, der ein Streit zwischen Berlin und Rom bleiben mußte, und machte daraus einen Krieg zwischen Glauben und Unglauben. Nur dadurch ist der Kulturkampf so verhängnißvoll geworden. An sich war es kein Unglück, daß wir nach dem Völkerkrieg

in einen Geisteskampf gestellt wurden, der die Seele frisch und rüstig erhielt. Wenn Deutschland die große Aufgabe, welche der Culturkampf in sich trug und welche darin bestand, Staat und Kirche im Sinne des staatlichen Rechts und der kirchlichen Freiheit auseinanderzusetzen, wirklich löste, so war das ein Sieg, eben so bedeutend wie Metz oder Sedan. Daß die Lösung so wenig gelang, ist die Schuld des herrschenden unkirchlichen Geistes. Aber sie ist noch heute möglich, wie je, wenn sie im rechten Geiste versucht wird. Könnte der deutsche Liberalismus den Entschluß fassen, sich mit dem lebendigen Christenthum wieder zu befreunden, so wäre die gedeihliche Entwicklung unserer Nation gesichert. Wenn nicht, so stehen unabsehbare geistige Kämpfe vor uns; denn nur von dem Gesichtspunkte des lebendigen Glaubens aus lassen sich die Angelegenheiten der Kirche ordnen. Leider ist uns augenblicklich die Erfüllung dieser Hoffnung in die Ferne gerückt. Ein Mißtrauen gegen die Kirche, das dem Verständniß ihres Wesens und ihrer Aufgaben entgegensteht, verwirrt den öffentlichen Geist, und in dem Lande Luthers stehen die Errungenschaften der Reformation in Gefahr.

Ein falsches Bildungsideal beherrscht bei uns die gebildeten Kreise und wird von einer Presse, die selten auf der Höhe der Gegenwart steht, dagegen oft ohne Gesinnung und Nachdenken arbeitet, in die Volkskreise hineingeworfen. Eine zusammengeraffte Menge von Kenntnissen, besonders auf dem Gebiet der Realien, gilt für Bildung; die sittlich-religiöse Charakterentwicklung tritt dagegen zurück. Unsichere Dogmen

der Naturwissenschaft werden ohne Prüfung geglaubt und nachgesprochen; die religiösen Grundlagen von Jahrtausenden werden ohne Besinnen preisgegeben und zerstört. Man spricht noch von Gott, man will auch noch eine Religion; aber jener ist nicht der Gott der Offenbarung, und diese ist nicht die Religion des Neuen Testaments. Ohne Pietät vor dem geschichtlichen Charakter des germanisch-christlichen Lebens verkennt man den deutschen Geist und die Bedeutung der Religion. Ganz abgesehen von dem Frieden der einzelnen Seele kann auch das nationale Leben des religiösen Charakters nicht entbehren. In den Tiefen des Glaubens sind die starken Wurzeln der sittlichen Kraft. Die Hingebung an das Vaterland ersetzt die innere Gewalt der religiösen Mächte nicht. Wir haben es täglich vor Augen, wie der Atheismus auch den Patriotismus vernichtet. Dagegen ist die gemeinsame religiöse Ueberzeugung ein Band des Friedens um alle Stände und um alle politischen Richtungen. Wo dies Band fehlt, fallen die Interessen auseinander; die politische Einheit vermag den Haß der Parteien nicht zu hindern, das Geistesleben zersetzt sich und der Klassenkampf beginnt. Es giebt doch Anlaß zu den ernstesten Bedenken, daß nach den gemeinsamen großen Thaten des letzten Krieges der nationale Aufschwung so schnell nachgelassen hat und ein Parteienkampf entbrannt ist, der für die deutsche Zukunft ebenso gefährlich werden kann, wie es die frühere politische Zerspaltung in der Vergangenheit war. Alle Prinzipien sind dabei schwankend geworden; die Gewissenhaf-

tigkeit hat Schaden gelitten, der Egoismus ist entfesselt, das geistige Leben droht zu verkümmern.

Aber es will uns scheinen, als beginne eine Gegenströmung sich bereits in starken Wellen Bahn zu brechen. Hie und da mahnen die Stimmen freigesinnter, tüchtiger, im Volk angesehener Männer, es sei Zeit umzukehren, ohne Religion gehe es nicht weiter, man müsse sich auf die Grundlagen des sittlichen und religiösen Lebens zurückbesinnen. Diese Stimmen werden sich verstärken und vermehren; unsere Zustände und Verhältnisse, die Niemand befriedigen, werden den treuen Mahnern je länger je mehr aufmerksame Zuhörer und theilnehmende Herzen verschaffen. Das Christenthum ist und bleibt der Gesundbrunnen der Völker; es giebt auch für uns keine Genesung als in der Rückkehr zu Gott. Aber Eins ist Noth. Wollen wir das Ziel, so müssen wir auch die Wege wollen, die dahin führen. Kein religiöses Volksleben läßt sich denken ohne Kirche, keine wirksame Kirche ohne lebendigen Glauben, festes Bekenntniß, öffentliches Ansehen. Man gönne der Kirche ihre berechtigte Selbständigkeit und erweise dem Glauben die gebührende Achtung. Man höre endlich auf, in Zeitungen und Versammlungen den Glauben Bornirtheit, den kirchlichen Sinn Herrschsucht zu nennen. Man lasse davon ab, dem Phantom einer bekenntnißlosen Schule nachzujagen, das wie Geist aussieht und nur ein Irrgeist ist. Man schaffe dem Volk, und zwar den Beamten wie den Arbeitern, den Fabriken und Werkstätten wie den Eisenbahnen und Posten, den Sonntag wieder; denn ein Volk im Allgemeinen kann nur so

viel Religion haben, als es Sonntagsfeier hat. An diese Aufgaben gehe jedermann, der ein Herz hat für Deutschlands Wohl und Wehe. Von den Höhen bis zu den Tiefen muß wieder der warme Odem des Glaubens durch unser Volk wehen; lebendig fromme Persönlichkeiten mit weitem Herzen müssen in die sittlich-religiöse Bewegung eintreten, die bereits leise beginnt. Unser Volk muß wieder gebildet werden nach dem Bilde Christi. Auch die Armee mit ihrer wundervollen Organisation und ihrem unermeßlichen Einfluß hat den Beruf, an dieser echten Bildung mitzuwirken. In einer der Schlachten des Kriegs traf eine Kugel die Brust eines Tapfern, gerade auf das eiserne Kreuz, und nahm Kreuzgestalt an. So müßte der ganze Dienst mit dem Zeichen jenes größten Kampfes und Sieges von Golgatha gezeichnet werden. In diesem Zeichen ist der Krieg geführt, sind die Siege errungen. In diesem Zeichen müssen und werden wir auch die Kämpfe des Friedens ausfechten.

Verzweifeln wir nicht an der christlichen Zukunft unserer Nation. Bewahren wir aus diesen Kriegserinnerungen als einen köstlichen Schatz die Gewißheit, daß das Evangelium unter uns noch mächtig, der deutsche Geist für den Glauben noch empfänglich ist. Und unverzagt, in lebendigem Glauben und unerschütterlicher Liebe, voll Muth und Hoffnung arbeite Jeder, ja Jeder, so viel er vermag, an der Wiedergeburt unseres heißgeliebten Volkes.

Nachschrift.

Es ist uns unmöglich gewesen, bei all den einzelnen Zügen, die wir erwähnt haben, jedesmal die Quellen anzuführen. Am meisten haben wir aus dem Kriegsbuch von Ernst Haltaus (Stuttgart, Belser. 5 Bändchen) und aus dem Werk von Rogge (die evangelischen Feldgeistlichen der Königl. Preußischen Armee im Feldzug von 1870/71) geschöpft. Daß wir den religiösen Geist in dem katholischen Theile der Armee nicht mehr berücksichtigt haben, beruht nicht auf Absicht, sondern auf dem Mangel an einschlagenden Berichten. Wir sind überzeugt, daß uns hier dasselbe Bild entgegentreten würde, und bedauern aufrichtig, daß uns die Farben fehlten, dasselbe zu zeichnen.

d. Verf.

Druck von J. F. Starcke in Berlin.